

Maya Graf

«In meinem Team spielen alle gegen alle»



Ein Jahr lang war die gelernte Sozialarbeiterin und Bio-Bäuerin Maya Graf Nationalratspräsidentin und damit «höchste Schweizerin» – als erste Grüne, als erste Baselbieterin. Im Interview blickt sie auf diesen Höhepunkt in ihrer Polit-Karriere zurück, sagt, wie im Nationalrat der respektvolle Umgang miteinander funktioniert – und wie die Welt zu retten wäre.

VON MENA KOST UND FLORIAN BLUMER (INTERVIEW) UND ANNETTE BOUTELLIER (BILDER)

Frau Graf, Ihr Jahr als Nationalratspräsidentin ist soeben zu Ende gegangen – wären Sie gerne noch länger im Amt geblieben?

Maya Graf: Nein, man stellt sich ja auf ein Jahr ein, und das ist gut so. Es war ein sehr intensives, zwar wunderschönes, aber auch sehr anstrengendes Jahr. Ich habe die Sessionen geleitet, Delegationen empfangen, Botschafterinnen und Botschafter aus vier Kontinenten getroffen. Ausserdem habe ich zwischen 120 und 150 Anlässe besucht, ich habe noch nicht genau durchgezählt. 100 Jahre Viehzuchtgenossenschaft Adelboden, 500 Jahre Appenzell bei der Schweiz, Olma-Eröffnung, WEF und so weiter.

Welches war für Sie der wichtigste Moment in diesem Jahr?

Der offizielle Besuch des Dalai Lama im Bundeshaus. Das war ein wichtiges Zeichen für die tibetische Gesellschaft in der Schweiz und für die Bevölkerung allgemein. Aber auch für mich persönlich war es eine eindrückliche Begegnung. Ich durfte den Dalai Lama am Eingang zum Bundeshaus auf dem roten Teppich empfangen. Auf dem Bundesplatz hatten sich viele Tibeter versammelt, von draussen drang Jubel herein. Es lief mir kalt den Rücken runter.

Nach dem Besuch des Dalai Lama schrieben Sie in einem Artikel für die TagesWoche: «Die Sehnsucht nach einem besseren Leben macht unsere Menschlichkeit aus.» Wie meinen Sie das?

In der heutigen Zeit, in der die meisten von uns viel mehr haben als genug zu essen, sauberes Trinkwasser, einen Ort zum Schlafen, fragen sich viele nach dem Sinn des Lebens. Was bedeutet es, bewusst zu leben? Was ist Glück? Wie redet man nicht nur miteinander, sondern versteht und liebt sich? Diese zutiefst menschlichen Fragen gehen in unserer Gesellschaft, die von Gier und Hast geprägt ist, leicht unter. Unsere Kinder wachsen grösstenteils ohne Religion und Kirche auf. Wo werden sie den Sinn des Lebens suchen? Vordergründig ist der Konsum die neue Religion. Aber wir wissen ja, Konsum macht nicht glücklich. Vor allem gibt er keinen Halt, wenn einmal etwas schiefgeht.

Auch in einem Parlament wäre die Idee, dass nicht nur geredet wird, sondern man sich auch versteht. Wie steht es um die Diskussionskultur im Nationalrat?

Die Situation hat sich seit 2011 sehr entspannt. Man geht wieder respektvoll miteinander um. Von 2003 bis 2007, als mit Christoph Blocher der Führer der SVP in der Regierung war, hat die Zusammenarbeit im

Bundesrat nicht funktioniert. Auch die Zusammenarbeit im Parlament war schwierig, es gab viele Spannungen. Die Abwahl von Blocher markierte den Wendepunkt hin zu einem positiveren Klima. Die Wahlen 2011 haben gezeigt, dass auch Mitte-Parteien die Diffamierung politischer Gegner nicht goutieren.

Welches war der schwierigste Moment in diesem Jahr?

Von aussen gesehen war es sicher der Stichentscheid zur sogenannten Pädophilen-Initiative, den ich fällen musste. Das war aber in erster Linie ein Problem unserer Medien. Es wurde schlüssig falsch kommuniziert. Wenn wenige Sekunden später auf einem Internetportal steht ‹Präsidentin bodigt Initiative gegen Pädophile›, dann versteh ich, wenn mir die Leute schreiben: Frau Graf, geht's noch?

Wie kam es denn zu Ihrem Nein-Entscheid?

Es ging nur um eine Empfehlung für die Volksinitiative, um keinen Entscheid, da ja das Stimmvolk das letzte Wort an der Urne hat. Ich habe wie der Bundesrat, der Ständerat und die Mehrheit der vorberatenden Kommission ein Nein empfohlen, weil wir der Meinung sind, dass mit gesetzlichen Anpassungen schneller, besser und differenzierter ein Berufsverbot für Pädokriminelle eingeführt werden kann.

Damals bekamen Sie den Volkszorn zu spüren: Sie erhielten böse Emails, Anrufe, SMS.

Jene Angriffe, die nicht anonym waren, gingen ja noch. Ich konnte antworten und den Sachverhalt darstellen. Viele haben daraufhin wieder zurückgeschrieben, sich entschuldigt und sich für die Antwort bedankt. Aber ich bin besorgt, wie falsch manche Medien informiert haben. Sie haben versagt. Das darf nicht sein.

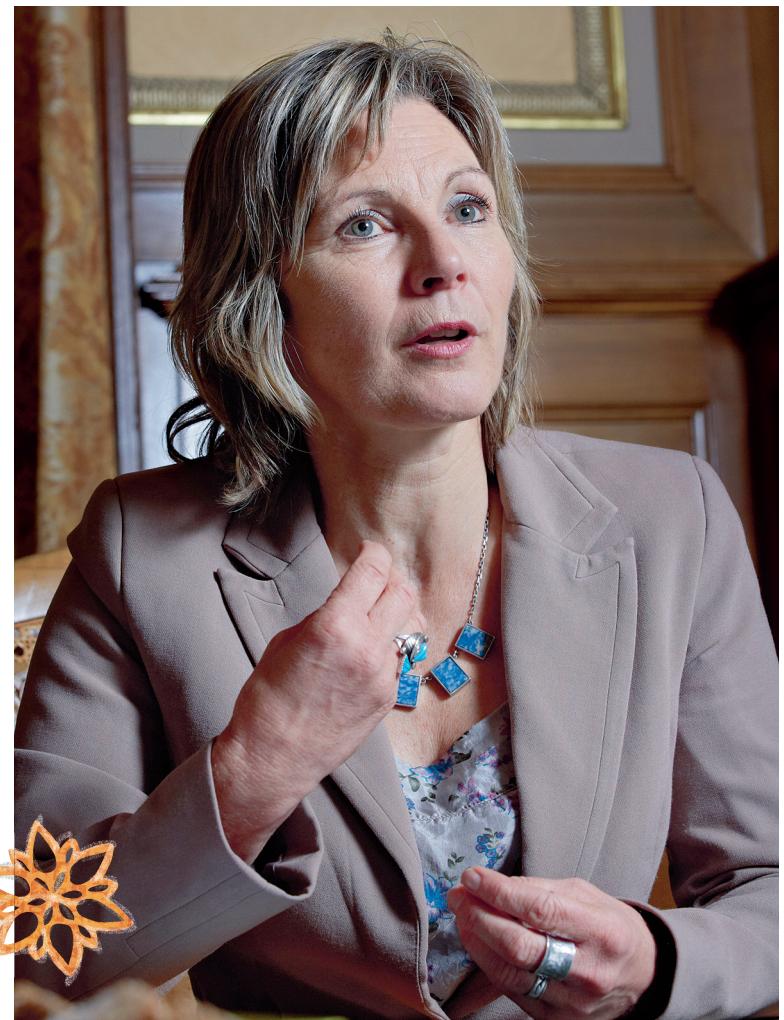
Wie haben Sie das verdaut?

Für mich war es nicht schlimm, ich konnte mich ja wehren. Für meine Familie war es schwieriger, besonders für meine beiden jugendlichen Kinder. Sie wurden von ihren Kollegen gefragt, was denn mit ihrer Mutter los sei. Mein Mann bekam anonyme Anrufe und Drohungen.

Dieser Stichentscheid war aber eine Ausnahme, ansonsten konnten Sie als Präsidentin nicht in die Debatten eingreifen. Sind Sie sich manchmal wie die Trainerin bei einem Fussballspiel vorgekommen, die am Rande steht und nicht eingreifen kann, während das Spiel in die falsche Richtung läuft?

Das Bild der Trainerin stimmt nicht ganz. In meinem Team spielen ja alle gegen alle (lacht). Und ich als Nationalratspräsidentin muss den





Tansania waren mit etwa zehn Mitarbeitern angereist, inklusive Bodyguards. Es ist sehr unterschiedlich, wie solche Ämter ausgestaltet sind, auch was das Prestige betrifft. Meine Kolleginnen waren entsetzt, als ich gesagt habe, dass ich nur einmal dabei sein werde. Und die Präsidentin aus Uganda hat mich gefragt, ob ich denn keine Parlamentarier rauswerfen könne, wenn sie Probleme machen (lacht herhaft).

Viele sehen aber auch den Schweizer Parlamentsbetrieb vor allem als Geschacher unter Interessensvertretern, die unter dem Einfluss von Lobbyisten stehen.

Wenn man ein Milizparlament will, dann gibt es auch Lobbys. Wir sind alle Teilzeitparlamentarier und arbeiten daneben – oder haben in Verwaltungsräten oder NGOs ein Mandat. Allerdings sollte dringend offengelegt werden, wie viel Geld jemand für solche Mandate erhält. Ein anderes Problem sehe ich bei den vielen Krankenkassenvertretern im Ständerat: Im Gesundheitswesen ist deshalb vieles blockiert.

Sie selber bezeichnen sich als Idealisten, der es auch nach vielen Jahren in der Politik noch darum geht, die Welt zu retten. Wie viele Idealisten gibt es noch im Parlament?

Hier im Parlament haben viele Ideale – nur eben verschiedene. Wenn man Politik macht, muss man auch eine Idee davon haben, wie eine ideale Schweiz aussehen würde. Man kann nicht einfach den Ist-Zustand verteidigen. Wir sind gewählt, um die Schweiz auch für unsere Kinder zu gestalten.

Ein zentrales Thema am Treffen in New York war die Gleichstellung: Wie wichtig ist der Austausch und die Vernetzung mit anderen Frauen in der Politik?

Vernetzung ist zentral, nicht nur in der Politik, auch in der Wirtschaft. Wir Frauen sind leider noch nicht sehr weit. Von 170 Parlamentspräsidentinnen und -präsidenten weltweit sind nur 38 Frauen. In der Wirtschaft sieht es in Chefpositionen noch viel schlechter aus. Darauf muss gesprochen werden. Liegt es am System? Was sind länder-spezifische Probleme? Eine Parlamentspräsidentin aus einem afrikani-

«Was das Frauenbild betrifft, erleben wir derzeit einen Backlash. Zum Beispiel die TV-Sendung <Bachelor>: Ein junger, reicher Typ, der sich jeden Abend eine neue Frau aussuchen kann.»

schen Land hat mir erzählt, dass ihre Mutter bei ihrem Eintritt in die Politik gesagt hat: Ok, dann geh und zerstöre dein Leben. Dazu muss man allerdings wissen, dass es in vielen Ländern tatsächlich lebensgefährlich ist, Mitglied eines Parlaments zu sein. Wir leben in einem privilegierten Land.

Für viele jüngere Frauen und Männer sind die Bezeichnungen Emanzipation oder Feminismus Unworte – Feministin ist für sie fast ein Schimpfwort. Was denken Sie dazu?

Junge Frauen fühlen sich heute zum Glück völlig gleichberechtigt, was Ausbildung und Berufswahl betrifft. Das böse Erwachen kommt erst, wenn sie eine Familie gründen wollen. Dann kommt die Gretchenfrage: Wer betreut unsere Kinder? Und da ziehen die Frauen noch immer den Kürzeren, aber auch junge Männer, die gerne eine Teilzeitstelle hätten. Was das Frauenbild betrifft, erleben wir derzeit einen Backlash. Man muss nur in die Zeitschriften schauen ... Oder die TV-Sendung <Bachelor>: Ein junger, reicher Typ, der sich jeden Abend eine neue Frau aussuchen kann. X junge Leute schauen sich das an. Das prägt. Ich rede oft mit meiner Tochter und meinem Sohn darüber. Junge Frauen und Männer brauchen andere Vorbilder: starke Wirtschaftsfrauen, Mütter und Väter, Geschäftspartnerinnen und so weiter. Daran müssen auch die Frauen arbeiten.

Überblick behalten, dass es zumindest fair abläuft, wenn schon alle gegen alle spielen. Aber nein, das ist mir nicht schwergefallen. Wem das schwerfällt, sollte nicht präsidieren. Meine Rolle ermöglichte mir einen neuen Blick aufs Geschehen. Ich habe zum Beispiel begriffen, wie wichtig strikte Abläufe und Reglementierungen sind. Sie sind das A und O einer Demokratie. Gerade in jungen Demokratien kommt es deshalb zu Problemen. Werden Abläufe nicht eingehalten und Macht und Einfluss ausgeübt, gibt es auch keine faire Entscheidungsfindung mehr.

Wie sehen Sie unser System im Vergleich zu anderen Demokratien?

In vielen anderen Demokratien wählt man einmal in vier, fünf Jahren Parlament und Präsidentin und lehnt sich dann zurück. Die Opposition macht Opposition und die anderen werkeln irgendetwas, das sie mit niemandem absprechen müssen. Keiner fühlt sich für irgendetwas verantwortlich, und nach der Hälfte der Legislatur sagen alle, dass jetzt sowieso schon bald wieder Wahlen seien. Während der Amtszeit wird versucht, möglichst viel anzuhäufen, auch Privilegien. Und wenn dann wieder Wahlen anstehen, geht es vor allem darum, diese Privilegien zu verteidigen. Das ist natürlich überzeichnet. Aber die Schweiz tut sehr gut daran, dass sie Parlamentarier und Regierung nicht mit Privilegien ausstattet und die Macht immer teilt. Wir sind im Vergleich ja sehr bescheiden.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Im November war ich am Treffen der Parlamentspräsidentinnen in New York. Ich kam als höchste Schweizerin mit einem Sekretär angereist. Die Parlamentspräsidentinnen von Bangladesch, Venezuela oder

Im vergangenen Jahr haben Sie als Präsidentin den Nationalrat als Ganzes repräsentiert, jetzt haben Sie wieder Zeit für Parteipolitik. Welche Themen brennen Ihnen unter den Nägeln?

Ich werde sicher wieder zurück in die Landwirtschaftsdossiers gehen, die Arbeit liegt schon bereit: die drei angekündigten Initiativen über Landwirtschaft und Lebensmittel. Ausserdem werde ich mich als Präsidentin der schweizerischen Arbeitsgruppe Gentechnologie für eine gentechtfreie, ökologische Landwirtschaft weltweit einsetzen. Die Frage ist: Welche Landwirtschaft wollen wir in Zukunft? Wir von den Grünen wollen eine bäuerliche, nachhaltige Landwirtschaft, die auch die Konsumentinnen und Konsumenten stärker einbezieht. Eine, die fairen Handel betreibt, und zwar verbunden mit ressourcenschonender Produktion. Dies, die Green Economy und die Energiefrage, werden drei der zentralen Themen in den nächsten Jahren sein, nicht nur in der Schweiz, sondern weltweit.

Eine wichtige Frage ist diejenige nach dem Wachstum. Von links bis rechts wird bis heute nicht ernsthaft infrage gestellt, dass die Wirtschaft wachsen muss. Kann die Wirtschaft tatsächlich weiter wachsen, wenn wir den Ressourcenverbrauch reduzieren?

Mit unserer grünen Wirtschaftsinitiative wollen wir genau diese Diskussion führen. Die Green Economy baut auf qualitatives statt quantitatives Wachstum. Unser grösstes Problem in dieser Frage ist, dass die Ökonominnen und Ökonomen fehlen, die darlegen, wie wir mit den Ressourcen nur eines Planeten, nämlich unserer Erde, auskommen. Und zwar alle!

Konkret: Was können wir tun?

Die Frage ist, was wir belohnen wollen. Die Unternehmen haben bis jetzt nach dem Prinzip funktioniert: Je mehr Geld, desto besser für unser Unternehmen. Es muss in Zukunft andere Geschäftsmodelle geben. Wieso misst man eigentlich alles am Gewinn? Das fängt bei der Buchhaltung an und endet an der Börse. Im Prinzip messen wir den ganzen Erfolg an der Verschwendug. Und nicht an einem sorgfältigen Umgang, an einem nachhaltigen Haushalten. Da kommen wir wieder auf die Frauenfrage zurück: Es ist extrem wichtig, dass weibliches Denken reinkommt. Die Hälfte der Gesellschaft hat sich an den Wachstumsstrategien der letzten 200 Jahre gar nicht beteiligt, weil der haushälterische Umgang nie belohnt wurde, nie! Obwohl in jedem Haushalt – und für den waren lange Zeit die Frauen verantwortlich – eigentlich das Umgekehrte gilt.

Zum Schluss: Sie haben schon mehrere Höhepunkte in Ihrer politischen Karriere erlebt, waren Fraktionspräsidentin der Grünen und nun Nationalratspräsidentin. Welche Ziele haben Sie persönlich noch?

Das kann ich Ihnen momentan nicht sagen. Ich freue mich jetzt wieder auf die konkrete politische Arbeit – und vielleicht klappt es ja sogar einmal mit ein bisschen Ferien. ■



Anzeige:

Kinder wie Dominic, Frederico und Giorgina brauchen Sie

JEDE SPENDE HILFT



Spendenkonto: 80-48-4

cerebral
Helfen verbindet

Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
www.cerebral.ch



Wir danken dem Verlag für die freundliche
Unterstützung dieses Inserates.